

„Erfahrungen des Selbst – Kulturen des Widerspruchs“

Tagung im Rahmen des Graduiertenkollegs „Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung“
an der Universität Frankfurt am Main, 17. bis 19. Mai 2001

Susanne Lettow

Erfahrungen waren und sind in sozialen Bewegungen und vor allem in der Frauenbewegung Ausgangspunkt von Widerspruchskulturen. Ausgehend von dieser These stellte die Problematisierung des Verhältnisses von Erfahrungen und Diskursen den roten Faden der Beiträge und Diskussionen auf der hier besprochenen Tagung dar.

Die Historikerin Joan Scott griff im Eröffnungsvortrag ihre in der feministischen Theoriebildung des letzten Jahrzehnts einflussreiche Kritik eines Begriffs von Erfahrung auf, der diese als etwas unmittelbar Authentisches zum Ursprung gemeinsamer politischer Identitäten macht, statt sie als immer schon diskursiv konstituiert zu begreifen. Wie aber, so fragte Scott, entstehen soziale Bewegungen wie die Arbeiterbeziehungsweise die Frauenbewegung, wenn gemeinsame Erfahrungen nicht Grundlage, sondern Produkte politischer Artikulationsprozesse sind? Als Antwort hierauf formulierte sie, gestützt auf die Lacan'sche Psychoanalyse, ein Konzept von Fantasie als einer psychischen Operation, die einen Prozess der Identifikation in Gang setzt und die Grenze privat/öffentlich überschreitet. Weitgehend ungeklärt blieb hierbei jedoch das Verhältnis von individuellen und kollektiven Identitäten, wie Ute Gerhard in ihrem Co-Referat hervorhob.

Die Frage, wie Erfahrungen diskursiv formiert werden, beziehungsweise welche Möglichkeiten Frauen für die Aneignung und Modifikation hegemonialer Diskurse gefunden haben, wurde im Verlauf der Tagung mehrfach und aus verschiedenen disziplinären Perspektiven diskutiert. Als produktiv erwies es sich dabei, solche theoretischen Fragestellungen immer wieder an konkrete Forschungsergebnisse aus den Feldern der Geschichte, Soziologie, Theologie und Literaturwissenschaft rückzubinden.

Ob und wie sich durch die Entzifferung „verborgener Erfahrungen“ ein anderer Zugang zu dem, was als Geschichte überliefert ist, gewinnen lässt, stand im Zentrum des ersten Abschnittes der Tagung. Anhand von Gerichtsakten und psychiatrischen

Gutachten über bäuerliche Kindsmörderinnen und Brandstifter im 19. Jahrhundert stellte Regina Schulte ihre methodische Herangehensweise vor, die über die Analyse von Abwesenheiten und signifikantem Schweigen – zum Beispiel der Frauen über ihre getöteten Kinder – auf die Rekonstruktion „verborgener Geschichten“ zielt. Durch eine Lektüre, welche die von den Institutionen produzierten Diskurse gegen den Strich liest, werden in den Lücken und Brüchen die Erfahrungen jener, deren Stimme in den Institutionen entmächtigt wurde, wieder vernehmbar. Inwiefern für eine solche Rekonstruktion die (feministische) Perspektive der Forscherin konstitutiv ist, zeigte Karen Nolte am Beispiel der „Krankengeschichte“ der Wally G., deren Erfahrung sexueller Gewalt am Beginn des 20. Jahrhunderts – auch von ihr selbst – nur im Rahmen des zeitgenössischen Hysterie-Diskurses artikuliert werden konnte. Als „sexuelle Gewalt“ benennbar wird ihre Erfahrung erst im feministischen Diskurs unserer Zeit, der dieses Konzept als erster prägt. Wie in der literarischen Inszenierung widersprüchliche Erfahrungen zur Sprache kommen können, für die es im politischen Diskurs keine Artikulationsmöglichkeit gibt, rekonstruierte Britta Konz am Beispiel einer Erzählung von Berta Pappenheim. Obwohl die Emanzipationsversuche der Protagonistin letztlich an den sich überlagernden Unrechtserfahrungen als Frau und als Jüdin scheitern, interpretierte Konz die Erzählung als Versuch, eine „Kultur des Widerspruchs“ zu initiieren. Marion Kaplan legte, gestützt auf Untersuchungen von Tagebüchern und Briefen, eindrucksvoll dar, welche Rolle die Geschlechtszugehörigkeit für die Art und Weise spielte, in der Jüdinnen und Juden das „Dritte Reich“ erfahren und darauf reagiert haben. Deutlich wurde hierbei die Bedeutung, welche die Zuweisung der Geschlechter zu den Sphären der Privatheit und der Öffentlichkeit hat. Frauen – so Kaplan – waren eher bereit zu emigrieren, da sie weniger in Öffentlichkeit und außerhäusliche Ökonomie eingebunden waren und die alltäglichen Anzeichen zunehmender Feindseligkeit schärfer wahrnahmen und ernster nahmen als Männer. Deutlich wurde, dass der Blick auf die von hegemonialen Diskursen verborgenen Erfahrungen, neue und andere „Geschichten“ ermöglicht.

Die Auseinandersetzung mit dem Nazismus, insbesondere der ideologischen Formierung von Mütterlichkeit, wurde fortgesetzt in den Beiträgen von Iris Geissler, die mütterliche Erfahrungsberichte in der Zeitschrift „Mutter und Kind“ zwischen 1923 und 1944 untersuchte, und von Gudrun Brockhaus. Brockhaus konzentrierte sich in ihrer Analyse der Erziehungsratgeber Johanna Haarers auf die „ambivalenten Selbstbilder“, die Modernität und die Erfahrungsorientierung dieser Schriften, um ihre spezifische Wirksamkeit zu rekonstruieren. Hier stand die Frage im Zentrum, wie alltägliche Erfahrungen von Frauen aufgegriffen und in öffentlichen Medien so umgearbeitet werden, dass sie zu einer Re-Organisation des Privaten oder gar „diktiertem Privatheit“ beitragen. Wie ambivalent die Politik der Frauenbewegung in Bezug auf die Veröffentlichung von als privat geltenden Erfahrungen sein kann, zeigte Ulrike Manz am Eugenik-Diskurs der bürgerlichen Frauenbewegung in der Weimarer Republik auf. Emanzipatorische Ansätze der Ent-Tabuisierung von Sexualität und Fortpflanzung überlagerten sich hier mit neuen Normalisierungsstrategien sowie Entwürfen neuer staatlicher Zugriffsmöglichkeiten auf die persönliche Privatsphäre. Wie im öffentlichen Reden – auch in der Frauenbewegung – zum Teil Stereotype reproduziert werden, die

auf der manifesten Ebene politisch bekämpft werden, zeigte Stephanie Braukmann für den Gebrauch des antijüdischen Bildes des „Schachers“ in Publikationen der proletarischen Frauenbewegung. In diesen Beiträgen wurde insbesondere das Verhältnis von Erfahrungen und ihrer diskursiven und politischen Formierung, die nicht intentional begriffen werden kann, problematisiert und diskutiert.

Nach Spuren von „Kulturen des Widerspruchs“ suchten zwei Theologinnen und zwei Historikerinnen mit jeweils unterschiedlichen Zugängen: Luzia Sutter-Rehmann stellte eine befreiungstheologische Lektüre der Offenbarung des Johannes vor. Die apokalyptische Sprache zielt aus ihrer Sicht auf die Eröffnung eines neuen Sprachraums, in dem die Erfahrungen der „Dahingeschlachteten“ sprachmächtig werden. Der Text organisiert – so Sutter-Rehmann – einen Wahrnehmungsprozess, der die LeserInnen aus der Sicherheit des Gewussten holt und somit die Perspektive auf Selbst- und Weltveränderung eröffnet. An Roman Jakobson und Emmanuel Lévinas anknüpfend schlug auch Silke Wahle eine neue Lektürepraxis der biblischen Texte vor, die sich auf die syntaktischen und semantischen Brüche konzentriert und darin die Möglichkeiten neuer Räume für Frauen ausmacht. Wie in einer individuellen Schreibpraxis ein religiöser Diskurs – hier der pietistische – so angeeignet werden kann, dass er widerständige Handlungsfähigkeit organisiert, zeigte Ulrike Gleixner am Wochenbuch der pietistischen Pfarrfrau Beate Hahn (1778-1842). Jutta Taege-Bizer rekonstruierte dies anhand der Schriften einer pietistischen Gräfin des 17. Jahrhunderts und demonstrierte, wie im Zusammenspiel von pietistischem Diskurs und adeliger Herrschaftsordnung eine Modifikation des ehelichen Gehorsamsgebots möglich wurde. Das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Anforderungen und konkurrierender Handlungsnormen, so Taege-Bizer, eröffne neue Handlungsmöglichkeiten. Die Frage nach den Widerspruchs- und Widerstandsmöglichkeiten im Rückgang auf Erfahrungen und ihre diskursive Artikulation prägte auch die literaturwissenschaftlichen Beiträge. Die „Sprache der Literatur“ als Verarbeitung und Konstruktion von Erfahrung war Untersuchungsgegenstand des folgenden thematischen Abschnittes: Während Yvonne Roth an literarischen Repräsentationen des weiblichen Körpers bei Mary E. Wilkins Freeman die Dimension der Widerständigkeit gegen das herrschende Schönheitsideal und das heterosexuelle Familienmodell herausarbeitete, standen bei Katja Sarkowsky und Caroline Field Levander Konstruktionen kultureller Differenz im Vordergrund. Field Levander legte dar, wie im Roman „Vom Winde verweht“ eine wirkungsmächtige weibliche Identität über rassistische Spannungen erzeugt wird und griff hierbei Joan Scotts Konzept der kollektiven Fantasie auf. Sarkowsky ging es vorrangig um eine Problematisierung des binären Gegensatzes von Hegemonial- und Gegengeschichte, wie er in der postkolonialen Literaturtheorie benutzt wird.

Den Abschluss der Tagung bildete eine Diskussion über die „wechselnden Verhältnisse“ von Öffentlichkeit und Privatheit, ausgehend von Jean Cohens Überlegungen zur rechtlichen Regulation der intimen Privatsphäre. Das Dilemma feministischer Politik sei – so Cohen –, einerseits für eine Verrechtlichung von Intimität und Sexualität, die nicht mehr als jenseits rechtlicher Standards aufgefasst werden können, einzutreten, andererseits aber auch für eine Deregulierung des Privaten im Namen persönlicher Autonomie und der Pluralität von Lebensformen. Zur Lösung dieses Dilemmas schlug

Cohen im Rückgriff auf Jürgen Habermas und Gunther Teubner eine reflexive Konzeption des Rechts vor. Diesen Lösungsvorschlag kritisierte insbesondere die Rechtswissenschaftlerin Ute Sacksofsky, da dieses Paradigma wenig dazu beitrage zu bestimmen, welche rechtlichen Eingriffe ins Private festgelegt werden müssten. Über die rechtstheoretischen Fragestellungen hinausgehend hob Christel Eckart die Notwendigkeit einer positiven Reformulierung des Privaten hervor, das nicht länger als bloß restriktiv und als Residualkategorie der Öffentlichkeit gefasst werden sollte. Ursula Apitzsch plädierte für die Einbeziehung der Dimension des Marktes in die konzeptionelle Auseinandersetzung um Öffentlichkeit und Privatheit. Daran anschließend wurde Cohens liberale Konzeption eines rechtlich geschützten Privatraums hinsichtlich der Ausblendung der ökonomischen Bedingungen, die selbstbestimmte Entfaltung im Privaten erst ermöglichen, kritisiert. Anhand von Entwürfen der ostdeutschen Frauenbewegung, der US-amerikanischen *Queer Theory* und mexikanischer Frauen führten Eva Sänger, Brian Currid und Stephanie Schütze exemplarisch alternative Konzeptionen von Privatheit an. Als Diskussionspunkte zum Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit, die es noch weiter zu führen gilt, brachten Minna-Kristiina Ruokonen-Engler und Anja Weckwert Fragen der transnationalen Transformation von Öffentlichkeiten angesichts von Migrationsprozessen und neuen Kommunikationstechnologien wie dem Internet ein.

Insgesamt war das Symposium stark von der Vielfalt der historisch zum Teil weit auseinanderliegenden Materialstudien und Problemkontexte geprägt. Es gelang in den Diskussionen jedoch immer wieder, die Forscherinnen der verschiedenen Disziplinen miteinander ins Gespräch zu bringen und die einzelnen Forschungsergebnisse in die theoretischen Überlegungen zum Verhältnis von Erfahrungen, Diskursen und Politik einzubringen.